



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Land und Leute in Mecklenburg. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

den Erfolg dieser Reformen bestätigt werden. Wir, unserer Seite, haben die besten Hoffnungen, aber eine unfehlbare Garantie ist noch nirgends geboten. Bl.

## Land und Leute in Mecklenburg.

2.

An Aberglauben mangelt es unter den mecklenburgischen Bauern nicht und in vielen Gebräuchen und Meinungen klingen noch Reste des alten Heidenthums nach. An den Wodanscultus erinnert vor Allem die Sitte, die letzte Garbe auf dem Felde stehen zu lassen, sie mit Bändern zu schmücken und sie dem „Wode“ mit den Worten zu weihen: „Wode, hale dinem Kofse nu Woder, nu Distel un Dorn, tom andern Jahr beter Korn.“ Dieser Gebrauch war im 17. Jahrhundert noch sehr verbreitet; jetzt sind hier und da nur noch die Reime im Munde des Volkes. Anderwärts heißt die Garbe „de Erntewod“ oder „de Wulf“ (der Wolf war Wodans heiliges Thier), wieder in andern Gegenden, z. B. an der preussischen Grenze, nennt man sie „de Olle“. Bei Ludwigslust führt die Binderin, welcher die letzte Garbe zu Theil wurde, das ganze Jahr den Namen „de Wolf“. Bei Parchim macht man aus der Garbe eine Puppe, die man mit Bändern verziert und jubelnd auf dem letzten Erntewagen heimführt. Bei Rostock verbindet man mit diesem „Wolf“ den Begriff des Schadens. Die Magd, die hier die letzte Garbe band, muß dieselbe unter dem Ausruf „de Wulf“ mit geschlossenen Augen hinterrücks von sich werfen, sonst wird sie unfruchtbar. Im südöstlichen Landestheile ist die gleiche Sitte auf die Kartoffelernte übertragen worden: wer hier die letzte Staude dieser Frucht hat ausheben müssen, heißt „de Kantüffelwulf“.

Anderer Erinnerungen an den alten Gott knüpfen sich an die Weihnachtszeit. In den Tagen vor den Zwölften geht er in der Gestalt des „Rugklas“ unartige Kinder bestrafend umher und treibt er als der wilde Jäger Wode in den Lüften sein Wesen. In den Zwölften ferner, der Zeit des alten Julfestes, darf man keine Arbeit vornehmen, welche beschmutzt, nicht die Ställe reinigen, nicht spinnen und waschen, keine Erbsen essen u. s. w. „Wer in den Zwölften den Zaun bekleidet (Wäsche zum Trocknen darauf hängt), der muß noch in dem Jahre den Kirchhof bekleiden,“ sagt der Volksmund.

An Donar, den Blitz- und Feuergott, mahnen die sogenannten Nothfeuer, mit denen der mecklenburgische Bauer früher sehr allgemein Viehseuchen, namentlich die Feuerkrankheit der Schweine zu curiren pflegte und die trotz wiederholter Verbote noch jetzt vorkommen. „Wenn wir nicht irren,“ sagt Fromm, „so wurde noch im Jahre 1856 auf einem Dorfe in der Nähe von Ludwigslust ein Nothfeuer angezündet, weil die Schweine von der Feuerkrankheit befallen waren.“ Ein Augenzeuge erzählte den Hergang folgendermaßen. Am dunkeln Abend war die Bevölkerung auf einem freien Plage zusammengekommen, nachdem im Dorfe alle Heerdfeuer und Stubenlichte ausgelöscht worden. In die Erde rammte man einen trocknen eichen Pfahl, um welchen vermittelt eines Strickes ein Rad schnell und unaufhörlich gedreht wurde. Nahe dabei wurde ein Scheiterhaufen von siebenerlei Holz aufgethürmt. Einzelne hatten trockne Strohwische in den Händen, um die sich durch die Reibung entwickelnden Funken aufzufangen und durch Schwingen im Winde das Stroh in Brand zu setzen. „Nu“ — sagte jener Augenzeuge — „ging dat Dreien los; äwerst wi dreieten, dat de Hut von de Hännen güng und kriegten keen FÜR. Un worüm nich? Weil Herr Pastor to Hus wier un Licht in de Stuw harr.“ Sobald man dies bemerkte, ließ man von dem Versuche ab, in der festen Ueberzeugung, daß man kein Feuer erhalten werde, da sich Licht im Dorfe befand. Aber am dritten Tage darauf, als der Pastor zufällig verreist war, versammelten sich die Leute wieder, und „dat duer keen Viertelstünn, so harren wi FÜR“. Die Seuche des hierauf mit vieler Mühe durch den Rauch, nahe am Holzhaufen vorbeigetriebenen Viehes soll sich sofort verloren haben.

Auch bei manchen sympathetischen Curen lebt noch der Glaube an die heilende Macht des Feuers, selbst der Asche von Eichenholz legt man solche bei. Andere hierher gehörige Meinungen knüpfen sich an die sogenannten Donnerkeile (Dunnerspiller), denen man übernatürliche Kräfte zuschreibt, und an den Donnerstag, der jedes an ihm begonnene Werk gedeihen läßt, wogegen es für Unrecht gilt, am Mittwoch, dem Tage Wodans, eine wichtige Arbeit anzufangen.

An sehr vielen Orten ferner schöpft man noch Osterwasser, an andern hat auch das Wasser der Johannismacht heilende und verschönernde Kraft. Glaubt man nur hier und dort noch an Hexen, so ist der Glaube an das „Berreden“ und „Anthun“ noch sehr allgemein. Oft ereignet es sich, daß ein böser Nachbar dem Bauer einen Nagel in den Trog schlägt, aus dem die Schweine fressen, und so bewirkt, daß eines nach dem andern stirbt. Oft verredet man einem ein Kind oder Kalb, oft schadet der „böse Blick“ einer alten Frau den Bewohnern des Hauses. Häufiger indes bewahren die Schutzmittel vor solchen Schaden, die der alte Glaube dagegen empfiehlt. Tadelt dem Bauer

jemand sein Kind, so sagt er „Steen un Been tau klagan“, lobt es jemand ohne „Gottlob“ hinzuzufügen, so spricht der Vater für sich „Unverropen“, nennt er es ein Ding, so antwortet er, „Keen Ding, Gott sie Dank!“ — sonst wächst es nicht. Solche Regeln umgeben das Volksleben wie ein Zaun, der den Garten vor Schaden bewahrt, so lange er keine Lücke hat. Dafür muß der Mensch sorgen: er muß alle Gebräuche dieser Art im Gedächtniß haben und befolgen; denn „wo de Tun am siedsten is, dar is am lichtsten äwerstiegen.“

Die Sprache des Mecklenburgers ist reich an Kraftausdrücken, witzigen Schlagworten und kernschriller Satire. Dagegen hört man ihn bei Weitem nicht so viel fluchen wie den Süddeutschen und seinen Nachbar, den Holsteiner, der in diesem Gebiet ebenfalls Bedeutendes leistet. Man hört allerdings, namentlich unter jüngern Leuten, Zorn oder Ungeduld sich in einem Fluch Luft machen, aber man bleibt damit doch in den niedern Regionen, bei „Dunnerwerer“, „Dunner un Hagel“ oder „Düwel slah“, während die südlicher wohnenden Deutschen mit ihren Anrufungen nicht hoch genug steigen können. Im Allgemeinen schwerfällig und langsam, ist der Mecklenburger auch nicht leicht in Harnisch zu bringen, aber einmal in die Hitze gejagt, ist der stille gelassene Mann nicht wieder zu erkennen. In Berserkerwuth schlägt er mit der Zunge und den Fäusten blindlings um sich, schäumt und tobt und greift sogar nicht selten zum Messer.

Ziemlich allgemein ist, wie allenthalben unter wenig cultivirten Völkern, ein gutes Gedächtniß, und es gibt nicht wenige, welche die eben gehörte Predigt fast wörtlich wiederholen können. Auch das musikalische Gedächtniß ist durchschnittlich sehr stark. Das Volk übt sich neue Melodien leicht ein und spielt sie dann entweder auf der sehr verbreiteten Harmonika nach oder pfeift sie auf dem einfachern Instrumente, das jeder in seinen Lippen mit sich herumträgt. An stillen Sommerabenden, wenn die Burschen und Mädchen auf den Steinen vor der Hofthür sitzen, geht die Harmonika von Hand zu Hand, und jeder trägt sein Lieblingslied mit großer Gewandtheit vor. Besonders beliebt ist das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein, welches nicht nur fleißig gespielt und gepfiffen, sondern auch — bei Erntebieren und andern „Rösten“ leidenschaftlich getanzet wird.

In jedem Dorfe finden sich Personen, welche aus eigenem Antriebe und oft ohne Unterricht ein Instrument spielen lernen, ja der Verfasser unsrer Schrift kennt solche, die sich ihre Geige selbst verfertigten. Der vierzehnjährige Bube beginnt damit, daß er den Baß streicht, und bringt sich dann allmählig bis zur Violine empor. Ein Künstler wird er zwar nicht, doch lernt er genug, um bei ländlichen Festlichkeiten zur Erhöhung des Vergnügens beitragen zu können. Bei dieser Neigung zur Musik ist es zu verwundern, daß das

Volk wenig singt, und daß es, wenn es nicht besondern Unterricht gehabt hat, durchweg schlecht singt, z. B. in der Kirche. Das Sprichwort „der Sachse singt nicht“ ist zwar schon alt, aber es sagt nicht, weshalb er's nicht thut. In den meisten Fällen ist das, was man Gesang nennt, nur ein Geschrei; nur wenn des Abends bisweilen die Mädchen in den Dörfern ein Lied anstimmen, hört man einige angenehme Töne.

Das gute Gedächtniß wird wenig benützt, und so kann von eigentlicher Bildung unter dem Volke nicht die Rede sein. Was man dahin rechnen mag, beschränkt sich auf Lesen, etwas Schreiben und Rechnen. Vor wenigen Jahren noch waren die Dorfschulen in Mecklenburg nur Beaufsichtigungsanstalten; was die Kinder von Unterricht erhielten, war Zugabe, die denn auch nach dem, was sie werth war, bezahlt wurde. Jetzt hat sich hierin mancherlei besser gestaltet; fast überall wirken tüchtige Lehrer, und das Volk zeigt im Allgemeinen Lust zum Lernen. Ob es bildsam ist, muß die Zukunft lehren, verständig ist es jedenfalls. Viele literarische Größen hat es bis jetzt nicht hervorgebracht, aber alle spiegeln in ihren Schriften einen tüchtigen realistischen Kern ab. So der Wittenburger Christian Ludwig Wisow, der Sommerdorfer Johann Heinrich Voss und der Eichhorster Ludwig Kortüm, der Verfasser der Jobstade. So in neuester Zeit vor Allen Fris Reuter, dessen „Alle Kamellen“ entschieden das beste Buch sind, welches die neu erwachte plattdeutsche Literatur hervorgebracht hat.

## Die Drusen nach Berichten eines Drusen.

### 1.

Was wir bisher von der geheimnißvollen Secte der Drusen wußten, die durch die Ereignisse im Libanon wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, beruhte im Wesentlichen auf den Mittheilungen, welche Sylvestre de Sacy in seinem „Exposé de la religion des Druses“ nach einem ihrer Religionsbücher gab, das als Beutestück in einem der letzten Kriege Memhemmed Alis nach Paris gekommen war. Das Folgende, eine Auswahl des allgemein Interessanten aus dem Anhang zum ersten Bande des soeben erschie-